**Predigt in der Peterskirche**

**am 16.07.2017**

**zu Phil 4,10-20**

**von Prof. Dr. Klaus Tanner**

Liebe Gemeinde!

Dieser Tage in einer deutschen Großstadt habe ich wieder einmal eine Straßenzeitung gekauft. In Deutschland erschienen die ersten Straßenzeitungen in den 90er Jahren. Sie hießen (und heißen immer noch): „Biss – Bürger in Sozialen Schwierigkeiten“ in München, „Hinz und Kunzt“ in Hamburg oder „motz“ in Berlin. Menschen in sozialer Not, oft Obdachlose, verkaufen diese Zeitungen. Sie sollen aktiv etwas tun, eben verkaufen, mit anderen dabei kommunizieren, ihr Selbstwertgefühl stärken, selbst etwas zur Verbesserung ihrer Situation beitragen. Sie sollen eben nicht nur das Gefühl haben, Almosenempfänger zu sein.

In dieser Strategie der Sozialarbeit spiegelt sich etwas Grundsätzliches: Es geht um Freiheit und Abhängigkeit. Wer nur passiv Almosen empfängt, kann sich leicht abhängig fühlen. Anerkennung ist heute bei uns sehr stark an Leistung gebunden. Wir haben das alle mehr oder weniger verinnerlicht. Wer krank wird, merkt das Ungenügen an sich selbst oft sehr schnell. Eine Zeit lang gewährt die Krankenrolle einen Schutzraum. Aber dann melden sich die Fragen nach der eigenen Leistungskraft wieder, an der das Selbstwertgefühl hängt.

Der Gedanke, dass der Mensch nicht nur Almosenempfänger sein soll, hat im 20. Jahrhundert auch unser deutsches Sozialrecht geändert. Aus dem passiven Fürsorgeempfänger wurde im Nachkriegsdeutschland ein Mensch mit einem Rechtsanspruch auf staatliche Unterstützung. Wegweisend war eine Entscheidung des Bundesverwaltungsgerichts aus dem Jahr 1954. In diesem Gerichtsurteil wurde aus den Grundrechtsartikeln von der Menschenwürde (Art.1 GG), dem allgemeinen Persönlichkeitsrecht (Art. 2 GG) und dem Sozialstaatsgebot (Art. 20 GG), der Rechtsanspruch auf staatliche Unterstützung begründet. Dadurch wurden auch im Sozialrecht aus Almosen- und Hilfsempfängern Bürgerinnen und Bürger. Mit diesem in Freiheitsrechten gegründeten Anspruch wurde die Verknüpfung von Fürsorge und staatlicher Sozialkontrolle zurückgedrängt, die hinter der Sozialgesetzgebung Bismarcks stand. In den Neuregelungen zum Arbeitslosengeld II, meistens „Hartz IV“ genannt, lässt sich diese Verknüpfung gleichwohl weiter feststellen. Die Zuwendungen begründen Pflichten und Kontrollmöglichkeiten. Freiheit und Abhängigkeit sind in neuer Weise verknüpft worden.

Wer ist schon gerne abhängig? Das Gefühl, jemandem etwas zu schulden, befördert jedenfalls nicht das Empfinden der Freiheit. Jeder, der einen Kredit aufgenommen hat, also einer Bank etwas schuldet, fühlt sich meistens wieder wohler, wenn er diese Abhängigkeit vom Kreditgeber wieder los ist. Dort, wo es ums Geld geht, sind solche Abhängigkeitsverhältnisse meistens nach klaren Regeln strukturiert. Das macht das Beziehungsgefüge transparent.

Schwieriger kann es im Zusammenleben werden, wenn eine Person auf Unterstützung angewiesen ist. Derjenige, der Hilfe braucht, hat nicht mehr die Freiheit, anzunehmen oder abzulehnen. Er braucht Entgegenkommen, Zeit, Aufmerksamkeit und Hilfe im Alltag, wenn die eigenen Kräfte nicht ausreichen. Wenn solche Unterstützung und Hilfe „gekauft“ werden kann, z.B. in Gestalt von Pflegeleistungen, bleiben sie noch monetär, in der Form des Geldes taxierbar. Aber das, worum es geht: die Hilfe, die ein Mensch in so einer Situation braucht, entzieht sich doch in weiten Teilen dem Berechnen. Damit wird das Beziehungsgeschehen noch schwieriger, weil Gaben und Erwartungen, die an Gaben geknüpft werden, nicht mehr so genau kalkulierbar sind.

Wir kennen alle solche Sätze: „Du bist so undankbar“, „Etwas dankbarer könntest Du schon sein“ – diese Sätze signalisieren nicht nur Enttäuschung. Sie drücken auch eine Anspruchshaltung aus. Der Soziologe und Ethnologe Marcel Maus schrieb einen Text über „die Gabe“ (1924), der zum Klassiker geworden ist. Er analysierte das Beziehungsgeflecht, das durch das Geben, und Nehmen entsteht. Bei Geschenken und Gaben stehen in unserer Wahrnehmung mit gutem Grund die positiven Aspekte an erster Stelle. Aber Beziehungen, in denen gegeben und geschenkt wird, können auch problematische Seiten entwickeln. *Do ut des* – „ich gebe, damit du gibst“. Durch das Geben werden Lebensgeschichten so verknüpft, dass daraus auch Erwartungen entstehen: „Du schuldest mir Dank“.

Ich erinnere mich an eine Frau, die als Vorgesetzte immer kleine Geschenke machte. Das wirkte zunächst nett und freundlich. Bald stellte sich heraus, dass durch diese Gaben subtil ein Netz von Verpflichtungen erzeugt wurde. Es diente dazu, die Mitarbeiter auf Entgegenkommen und Freundlichkeit zu verpflichten. Es wurde dadurch schwerer, Kritisches offen anzusprechen, weil es sofort als Infragestellung, der doch so guten Beziehung gedeutet wurde. Geschenke und Gaben verpflichten zu einer Reaktion. In allen Kulturen wurden deshalb Regeln ausgebildet, um diese Beziehungsdynamik des Gebens und Nehmens zu begrenzen – diese Regeln sollen die Art und Weise organisieren, wie man oder frau sich bedankt, wenn er oder sie etwas geschenkt bekommt. Auch das Geben und Nehmen braucht ein verträgliches Maß.

Um Geben und Nehmen geht es auch im heutigen Predigttext. Der Predigttext ist in der alten Lutherübersetzung von 1967 überschrieben: „Freude des Apostels über die Fürsorge der Gemeinde“. In der neuen Übersetzung wurde aus der Fürsorge die Gabe: „Dank für die Gabe der Gemeinde“.

Lesung Philipper 4,10-20

Paulus beschreibt seine Beziehung zur Gemeinde in Philippi als eine des „Gebens und Nehmens“. Die Gemeinde hat ihm in einer sehr schwierigen Situation geholfen. Paulus sitzt im Gefängnis. Er ist angewiesen auf die Hilfe anderer. Er spricht von der Fülle dessen, was er von der Gemeinde in Philippi empfangen hat. Sie hat „eifrig für ihn gesorgt“ und seine „Bedrängnis mit ihm geteilt“. Er nennt es ein „angenehmes Opfer“, das er bekommen hat. Er hat geistige aber eben auch finanzielle Unterstützung erfahren. Einen Sozialstaat mit Rechtsansprüchen gab es damals noch nicht. Was uns im Text geschildet wird, ist Ausdruck eines Gemeindeethos, in dem die Verantwortung für eine gesamtgesellschaftliche Ordnung noch keine Rolle spielt. Paulus selbst und die von ihm gegründeten Gemeinden erwarteten das baldige Ende der Welt, den endgültigen Anbruch der Herrschaft Gottes. Da mussten die Christen sich um die politische Ordnung nicht kümmern.

Im Predigttext, d.i. die Schlusspassage des Briefes, bedankt sich Paulus für die Hilfe aus der Gemeinde in Philippi. Aber es ist beim genauen Lesen und Hinhören doch ein eigentümlich verklausuliertes „Danke“, das der Apostel schreibt. Kurz zusammenfassen lässt sich das so:

„Ich bin hoch erfreut, dass ihr mir wieder helfen könnt, aber eigentlich brauche ich die Hilfe gar nicht, weil ich in meinem Leben gelernt habe, in allen schwierigen Situationen es ‚mir genügen‘ zu lassen. Ich kann eure Hilfe in meiner schwierigen Situation aber doch ganz gut gebrauchen. Danke.“

In Kommentaren zum Text wird vom „danklosen Dank“ des Apostels gesprochen. Paulus weiß offensichtlich um die Abhängigkeiten, die in der Gemeinschaft des Gebens und Nehmens entstehen können. Er ist auf Hilfe angewiesen, aber er will doch deutlich seine Unabhängigkeit wahren. Das zeigt sich in diesem verklausulierten „Dank“.

Sein Verständnis von „Geben und Nehmen“ stellt Paulus mit zwei Argumenten dar und mit diesen beiden Argumenten formuliert er zugleich wichtige Grundzüge einer christlichen Lebenshaltung. Paulus stellt das Beziehungsverhältnis zwischen sich und der Gemeinde in einen anderen, weiteren Kontext. Christlichen Glauben beschreibt er damit als Perspektivwechsel.

Der erste Argumentationsgang setzt bei ihm, dem Apostel, selbst an. Er hat gelernt, „gelassen“ zu sein. Gelassenheit hat es mit Loslassen-Können zu tun und ist keine natürliche Mitgift in unserm Leben. Wir müssen sie oft mühsam lernen. Dem, was wir erleben und erleiden das richtige Gewicht geben, das ist eine Daueraufgabe. Dazu braucht es einen klaren Verstand. Gelassenheit ist eine Form von Freiheit gegenüber allem, was uns begegnet. Damit ist nicht gemeint, alles – das Gute wie das Schlechte – einfach hinzunehmen, wie es uns begegnet. Das klingt zunächst nach der aus der griechischen Philosophie bekannten Ataraxie, der stoischen Ruhe und Leidenschaftslosigkeit, in der der Mensch lernen soll, keine starken Emotionen mehr zu haben und sich durch nichts mehr erschüttern zu lassen. Solche Emotionslosigkeit droht zum Zynismus zu werden. Wer alles unterschiedslos gleich sieht, der wird gleichgültig gegenüber Menschen und Situationen. Ob das überhaupt eine menschliche Möglichkeit ist, will ich nicht weiter ausloten. Wir würden gerne „über den Dingen“ stehen, aber wir stehen eben doch immer irgendwie mitten drin.

Bei Paulus begegnet uns eine andere Haltung. Er sortiert auseinander, was wichtig und vertrauenswürdig ist im Leben. Er drückt die Emotionen nicht weg. Die Philipper waren nicht leidenschaftslos, sie haben sich um ihn gesorgt. Der ganze Philipperbrief ist durchzogen von einer starken Emotion: der Freude. Er sei „hocherfreut“ schreibt Paulus am Anfang des Predigttextes. Im 4. Kapitel in Vers 4 fordert er die Gemeinde auf, sich zu freuen. Freude ist im Neuen Testament durchgängig ein Kennzeichen christlicher Existenz. Evangelium heißt: frohmachende Botschaft. Paulus beschreibt in seinen Briefen Freude als Kennzeichen eines Lebens, das vom Vertrauen auf Gottes Nähe und der Hoffnung auf die Kraft seiner Güte getragen ist.

Freude ist eine Lebensgestalt von Freiheit. Das zeigt sich im Lachen. Wer lacht kann, hat eine Distanz zu dem, was ihm begegnet, eine Distanz, die aber gerade nicht emotionslos ist. Situationen, in denen uns das Lachen vergeht, nehmen uns ganz in Beschlag und machen uns unfrei. Freude als Freiheit aber ist kein Hinweglächeln über die Schwierigkeiten des Lebens – nach dem Motto „Don’t worry be happy“. Paulus schreibt aus dem Gefängnis und er beschönigt die Bedrängnis seiner Situation nicht. Er spricht sie klar aus, sieht seiner Situation gleichsam realistisch ins Auge. Die Kraft zu solch einer Haltung ist alles andere als selbstverständlich.

Paulus benennt klar die Paradoxie im christlichen Glauben. Das zweite Argument lautet: Die Dynamis zu solch einer Einstellung zum Leben kann keiner aus sich selbst heraus erzeugen. Im Beschreiben seiner Lebenshaltung verweist Paulus weg von sich. Es ist nicht seine Macht, die ihm ermöglicht mit seiner Situation umzugehen: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig gemacht hat, Christus“.

Nicht das Vertrauen auf sich selbst, sondern das Vertrauen auf einen Gott, der sich dem Menschen in Güte zuwendet, trägt das christliche Leben. Die Freiheit im menschlichen Leben gründet in der Akzeptanz einer fundamentalen Abhängigkeit. Diese Abhängigkeit nicht als dumpfes sinnloses Schicksal zu verstehen, sondern als gegründet in Gott, heißt: Glauben können. Vertrauen ist akzeptierte Abhängigkeit, nicht widerwillig akzeptiert, sondern ein Vertrauen darauf, dass die Macht des „Schöpfers aller Dinge“ größer ist als alle zerstörerischen Kräfte. Christlicher Glaube ist Ermächtigung zu einem Leben aus solchem Zutrauen.

Solches Zutrauen ist bei uns endlichen und sorgenvollen Geschöpfen immer wieder von Zweifeln durchsetzt. Aber selbst solcher Zweifel ist im Letzten noch Ausdruck einer Sehnsucht nach dem vertrauens- und tragwürdigen Grund des Lebens.

Der Verweis auf den Gott, der ermächtigt, macht offensichtlich menschliches Handeln nicht überflüssig. Paulus schreibt an die Philipper: Ihr habt gut daran getan, dass ihr euch um mich gekümmert habt, dass ihr mich in meiner Bedrängnis nicht allein gelassen habt. Aber aus dem Geben der Philipper sollen sie keine Sonderrolle ableiten, keine Verpflichtung zur Dankbarkeit ihnen gegenüber. Der Dank, für das, was sie gegeben haben, gebührt im Letzten nicht ihnen selbst, sondern Gott, dem Schöpfer aller Dinge.

Die Dynamik von Geben und Nehmen, von Verpflichten und Sich-verpflichten-Lassen wird aufgebrochen, indem auch das, was die Philipper gegeben haben, von Paulus als eine Gabe des Schöpfers verstanden wird. Auch die Gabe wird damit neu relationiert. Das, was sie geben können, sollen sie selbst als eine Gabe verstehen, für die sie dankbar sein können. Solch ein Verständnis des eigenen Gebens wehrt dem Versuch, daraus eigene Machtansprüche abzuleiten.

Aber richtig bleibt: wir sind auf das Geben anderer angewiesen. Schwierige Lebensphasen kann niemand von uns ganz allein bewältigen. Wir brauchen die oft unspektakuläre Hilfe anderer, die kleinen Gesten, den Besuch einer Freundin oder eines Freundes, das verständnisvolle Gespräch, die Ermutigung, die nicht einfach eine Situation schön redet.

Freude lässt sich nicht verordnen, herbeireden durch Appelle. Doch auch hier wäre es falsch zu schließen, wir sollten unsere Hände in den Schoß legen. Es lassen sich Atmosphären gestalten, die es dem Einzelnen, uns allen, leichter machen, in solch eine Stimmungslage der Freude zu kommen. Musik kann das vielleicht besser als viele abstrakte Worte. Aber auch hier gilt: keine noch so hervorragend gespielte und gesungene Musik versetzt uns automatisch in Freude.

Die Ermächtigung, von der Paulus schreibt, klingt nach großen spektakulären Taten. Sein Brief zeigt: Es sind die unspektakulären Taten, es ist die konkrete Hilfe, auf die es ankommt. Wo es uns gelingt, uns gegenseitig zu helfen, zu trösten, uns eine Freude zu machen, wo es im Miteinander gelingt, dunkle Gedanken aufzuhellen, zuzuhören, das richtige Wort zu finden – da können wir getrost davon ausgehen, dass die Ermächtigung, von der Paulus schreibt, auch bei uns geschieht.

Amen.